08

Historische Urteilskraft



Titelthema

Deutschland–Russland–USA

Karl Schlögel über die Weltunordnung

Willi Winkler mit einem Nachwort zur RAF

Francesca Melandri über die Vergangenheit als schlechte Ratgeberin

Stephan Malinowski und Claus Leggewie über das Bohren dicker Bretter

Magazin des Deutschen Historischen Museums

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

die Idee, das Dreieck Deutschland – Russland – USA neu zu betrachten, stand am Anfang dieses Heftes. Zusammen mit Karl Schlögel haben wir sie weiterentwickelt und uns auf weniger ausgetretene Pfade begeben. Auf ihnen folgen wir Kate A. Baldwin, György Dalos, Alexander Etkind, Hope M. Harrison, Anne Hartmann, Eleanor Jones Harvey, Marlène Laruelle, Oliver Lubrich, Jan-Werner Müller, Lawrence A. Scaff und Katherine Zubovich. Welchen Effekt hatten Alexander von Humboldts Begegnungen mit Thomas Jefferson und Zar Nikolaus I.? Welche amerikanischen und russischen Einflüsse prägten die Soziologie Max Webers? Welche Gewaltgeschichte steht hinter der neoklassizistischen Architektur in Washington, Moskau und Berlin? Was wird an W.E.B. Du Bois' Reisepass über seine Verbindungen nach Deutschland und Russland deutlich? Die Antworten ermöglichen neue Blickwinkel jenseits der – wie Karl Schlögel hier schreibt – „enzyklopädisch abgesicherten Meistererzählungen".

Für den Essay, der sich programmatisch mit dem Begriff „Historische Urteilskraft" beschäftigt, konnten wir nach Schriftstellern und Schriftstellerinnen wie Ursula Krechel und Volker Braun diesmal die in Rom und Berlin lebende Autorin Francesca Melandri gewinnen.

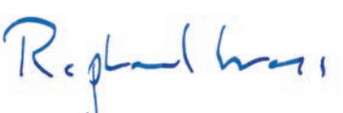
Die diesjährige Bildstrecke umfasst eine Auswahl an Plakaten des Museums für Deutsche Geschichte der DDR; Matthias Struch erklärt, pointiert und ordnet die Sachverhalte ein. Janis Lutz rekonstruiert die Pläne einer deutschen Ausstellung in Auschwitz, Julia Franke arbeitet heraus, was es mit den im Exil gefertigten Gürteln von Hilde und Heinz Lohmar auf sich hat. Stephan Malinowski und Claus Leggewie diskutieren die Bedeutung des politischen und historischen Vergleichs. Mit dem Puzzle der Harnischteile von Karl V. setzen sich Aaron Jochim und Markus Laufs auseinander.

Das Jahr 1977 ist markiert durch etliche historisch, kulturell und politisch bedeutsame Momente, die 50. Jahrestage nähern sich; in Deutschland denken wir oft an die Entführung der Landshut, die Ermordung Hanns Martin Schleyers und die sogenannte Nacht von Stammheim. Wir haben den Autor Willi Winkler gebeten, sich für uns noch einmal Gedanken über die RAF zu machen, und er schrieb ein Nachwort.

Am Ende finden Sie wie immer unsere Rubrik der Jahrestage, in denen pro Monat zwei Ereignisse miteinander verknüpft werden, deren Zusammenhang auf den ersten Blick sich nicht zeigt: historische Koinzidenzen, manchmal mehr als das.

Das Magazin, das Sie in Ihren Händen halten, und die gleichnamige Symposiumsreihe „Historische Urteilskraft" werden von Beginn an, seit 2018, durch eine großzügige finanzielle Unterstützung von Dr. Christiane Weickart und Dr. Nicolaus Weickart gefördert. Christiane Weickart ist im November 2025 verstorben: Wir sind ihr in tiefer Dankbarkeit verbunden und werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre,



Ihr Raphael Gross

Inhalt

1 Editorial
Raphael Gross

4 Autorinnen und Autoren

6 Mythen und Maskerade
Francesca Melandri

Titelthema

Deutschland – Russland – USA



12 Deutsch-russisch-amerikanische Szenen
Zum Tee in Washington, Treffen an der Elbe, Transit Berlin
Karl Schlögel

16 Kartentricks
Die Begegnung von Humboldt und Jefferson 1804
Eleanor Jones Harvey

20 Verdecktes Schreiben
Alexander von Humboldt in Russland
Oliver Lubrich

25 Heimat – ein Traum
Russlanddeutsche und ihre Auswanderung in die USA
György Dalos



32 Zeitgemäße Betrachtungen
Max Weber zwischen Amerika und Russland
Lawrence A. Scaff

38 Auf Stein gebaut
Neoklassizistische Fassaden in Washington, Moskau und Berlin
Katherine Zubovich

42 „Nachgedanken“
Anmerkungen zu W. E. B. Du Bois’ historischer Urteilskraft
Kate A. Baldwin



48 Glanz und Elend des Exils
Deutsche Emigranten am Pazifik und an der Moskwa
Anne Hartmann

56 Drei Vignetten aus dem Kalten Krieg
Hope M. Harrison

60 Der schrumpfende Kuchen
Carl Schmitts „Großraum“ und „Lebensraum“ in Russland und den USA heute
Alexander Etkind, Marlène Laruelle und Jan-Werner Müller im Gespräch

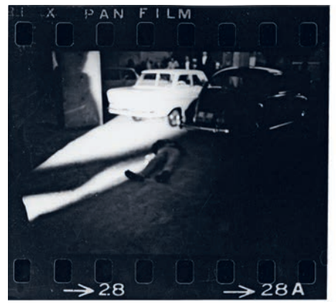


68 Deutungshoheit
Konstruktionen von Geschichte. Ausstellungsplakate des Museums für Deutsche Geschichte (1952–1989)
Matthias Struch

76 Mode im Exill
Zwei Gürtel und zwei Emigrationsgeschichten
Julia Franke

80 Eine deutsche Ausstellung in Auschwitz?
Janis Lutz

86 Königsweg der Erkenntnis
Über Vergleichen und Gleichsetzen kolonialer und nationalsozialistischer Gewalt
Stephan Malinowski und Claus Leggewie



92 RAF. Ein Nachwort
Willi Winkler

96 Was vom Kaiser übrig blieb
Fragmente der Harnische Karls V.
Aaron Jochim und Markus Laufs

100 Jahrestage

102 Impressum und Bildnachweis

Autorinnen und Autoren



Kate A. Baldwin ist Professor of English and Communication an der Tulane University in New Orleans, LA. Sie ist Autorin der Bücher *Beyond the Color Line and the Iron Curtain: Reading Encounters between Black and Red* und *The Racial Imaginary of the Cold War Kitchen: From Sokol'niki Park to Chicago's South Side.*



György Dalos ist Autor, u. a. von *Geschichte der Russlanddeutschen. Von Katharina der Großen bis zur Gegenwart*. Hier wirft er noch einmal einen Blick darauf.



Alexander Etkind ist Professor am Department of International Relations der Central European University in Wien. Zuletzt erschien *Russland gegen die Moderne: Eine „Spezialoperation" zur Unterdrückung der gesellschaftlichen Transformation*.



Julia Franke ist Kulturwissenschaftlerin und Leiterin der Sammlung Alltagskultur am Deutschen Historischen Museum. Zuletzt co-kuratierte sie dort *Roads not Taken oder: Es hätte auch anders kommen können*.



Hope M. Harrison ist Professor of History and International Affairs an der George Washington University in Washington, D.C., und Autorin von *Ulbrichts Mauer. Wie die SED Moskaus Widerstand gegen den Mauerbau brach*.



Anne Hartmann ist Slawistin und Germanistin. Am Seminar für Slavistik/Lotman-Institut der Ruhr-Universität Bochum arbeitete sie zuletzt in einem Forschungsprojekt, aus dem 2026 das Buch *Verstrickte Subjekte. Deutsche Kulturkader im sowjetischen Exil* hervorging.



Eleanor Jones Harvey ist Senior Curator am Smithsonian American Art Museum in Washington, DC. 2020 kuratierte sie dort *Alexander von Humboldt and the United States: Art, Nature, and Culture*.



Aaron Jochim ist Mittelalterhistoriker und Leiter der Sammlung Militaria am Deutschen Historischen Museum.



Markus Laufs ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Team der Neuen Ständigen Ausstellung des Deutschen Historischen Museums. Hier sucht er mit Aaron Jochim nach Spuren der Rüstungen Karls V. in der Sammlung des Deutschen Historischen Museums.



Marlène Laruelle ist Professorin am Department of Political Science an der LUISS Università di Roma. Zuletzt erschien *Ideology and Meaning-Making under the Putin Regime*.



Claus Leggewie ist Politikwissenschaftler und Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Ausstellung *Umstrittene Verwandtschaft. Koloniale und nationalsozialistische Gewalt* im Deutschen Historischen Museum.



Oliver Lubrich ist Professor für Germanistik und Komparatistik an der Universität Bern und Projektleiter der dortigen Ausgabe von Humboldts *Sämtlichen Schriften*.



Janis Lutz ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Team der Neuen Ständigen Ausstellung des Deutschen Historischen Museums.



Stephan Malinowski ist Historiker und Kurator der Ausstellung *Umstrittene Verwandtschaft. Koloniale und nationalsozialistische Gewalt* im Deutschen Historischen Museum.



Francesca Melandri ist Autorin. Ihr publizistisches Gesamtwerk wurde mit dem Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch ausgezeichnet.



Jan-Werner Müller ist Professor of Politics an der Princeton University, Princeton, NJ. Hier spricht er mit Alexander Etkind und Marlène Laruelle u.a. basierend auf seinem Buch *A Dangerous Mind: Carl Schmitt in Post-War European Thought*.



Lawrence A. Scaff ist Professor of Political Science and Sociology an der Wayne State University in Detroit, MI. Mit seiner Studie *Max Weber in Amerika* legte er ein Standardwerk vor.



Karl Schlögel ist Historiker und Essayist. Zu seinen zahlreichen, vielfach ausgezeichneten Büchern gehören *Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt* und *American Matrix. Besichtigung einer Epoche*.



Matthias Struch ist Kunst- und Filmhistoriker, Leiter der Sammlung Plakate und Postkarten am Deutschen Historischen Museum und Mitglied der Jury des Grimme-Preises.



Willi Winkler ist Autor, Übersetzer und Journalist bei der *Süddeutschen Zeitung*. 20 Jahre nach seiner *Geschichte der RAF* schreibt er hier ein Nachwort.



Katherine Zubovich ist Associate Professor of History an der University at Buffalo in Buffalo, NY. 2020 erschien ihr Buch *Moscow Monumental: Soviet Skyscrapers and Urban Life in Stalin's Capital*, 2024 folgte *Making Cities Socialist*.



Francesca Melandri

Die Zeit ist aus den Fugen, wie Hamlet sagte. Die Gegenwart mit ihrer täglichen Dosis an Chaos und Wahnsinn überfordert unsere schwächelnde Aufmerksamkeitsspanne. Die Zukunft wird im öffentlichen Diskurs entweder ausgeblendet, oder im Gewand einer Klima- oder KI-Apokalypse schlicht als zu dystopisch wahrgenommen, um etwas dagegen tun zu können. Und die Vergangenheit – jene Zeitdimension, um die es Geschichtswissenschaftlern und Geschichtenerzählerinnen geht – scheint von finsteren Gesellen gekapert worden zu sein.

Es ist nichts Neues, mithilfe einer Erzählung von dem, was war, ein Bild dessen, was sein könnte, zu entwerfen. Seit Herodot waren alle Historiker zugleich implizite Biografen ihrer eigenen Zeit. Doch setzten manche Epochen stärker als andere auf die Vergangenheit als Fundament. Ein naheliegendes Beispiel trägt den positiv besetzten Namen „Renaissance“, jene kulturelle Blüte, die auf dem Studium und der Nachahmung der Antike beruhte und sich im 14. und 15. Jahrhundert in einem Land entwickelte, das überhaupt noch nicht existierte: Italien. Die italienische Renaissance mit ihren künstlerischen und geistigen Errungenschaften ist vielleicht die einsame Ausnahme von der Regel, die Vergangenheit für aktuelle niederträchtige Zwecke zu missbrauchen (politisch war sie allerdings ein blutiger Reinfall). Meist nimmt es kein gutes Ende, wenn die Vergangenheit zum Banner erhoben wird, unter dem die Gegenwart marschieren soll. Ein weiteres italienisches Beispiel: Mussolinis Maskerade als römischer Kaiser mit falschem Pomp und der nur allzu realen Gewalt in den Kolonien und in Italien selbst. Den Deutschen muss man nicht erzählen, was passiert, wenn die Identität einer Nation auf ein jahrtausendealtes Volk zurückgeführt wird, sinnbildlich dargestellt durch ein altindisches Symbol.

Nach 1945 konnte man den Eindruck gewinnen, Schutt, Trauer und Traumata hätten die Menschen gelehrt, sich nicht länger mit vergangener Größe zu schmücken. Die beiden siegreichen Mächte – die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion – stützten sich bei ihrer Mythenbildung stattdessen auf die Zukunft, wenngleich sie sich dafür auf unterschiedliche Konzepte beriefen: einerseits den Fortschritt, andererseits den Kommunismus. Ein paar Jahrzehnte lang schien es, als ließe sich die Menschheit in ihrer Gegenwart vom Bild der jeweiligen Zukunft leiten. Bis diese plötzlich mitsamt dem Kalten Krieg verschwunden war. Das Ende der stetig vorwärtsschreitenden Zeit wurde zunächst positiv gedeutet, ja, sogar gefeiert, wie etwa Francis Fukuyama mit seinem berühmten Buch *Das Ende der Geschichte* von 1992.

Es mag ein bloßer Zufall gewesen sein, dass ausgerechnet in ebenjenem Jahr, da Fukuyama die Zukunft für überflüssig erklärte, die politische Indienstnahme der Vergangenheit durch autoritäre Populisten ein Comeback feierte: Die Rede ist von Indien, das mir heute wie ein Patient Null der viralen Pandemie, die unsere Demokratien gefährdet, erscheint. Die fundamentalistische rechte Organisation Vishva Hindu Parshad (VHP) und die rechtsextreme Partei Bharatiya Janata Party (BJP) belebten eine jahrhundertealte hinduistische Behauptung wieder: dass im 16. Jahrhundert die damaligen muslimischen Herrscher die Babri-Moschee in Ayodhya in bewusst blasphemischer Absicht am Geburtsort Ramas, der siebten Inkarnation der Gottheit Vishnu und Held des Epos *Ramayana*, errichtet hätten.

Mythen und Maskerade

Während jener Monate hielt ich mich in Indien auf und erlebte die Fassungslosigkeit und Angst, die diese hasserfüllte Kampagne bei der säkularen indischen Bevölkerung auslöste. Am 6. Dezember 1992 machten rund 150.000 fanatische Hindus die Babri-Moschee in wenigen Stunden dem Erdboden gleich. Es war der Startschuss zu einer jahrelangen konfessionell motivierten Gewaltwelle, der bereits in den ersten Monaten mindestens 2000 Menschen zum Opfer fielen und die 2002 in den massiven antimuslimischen Pogromen in Gujarat mit ähnlich hohen Opferzahlen einen Höhepunkt fand. Die Ayodhya-Kampagne bescherte einem jungen BJP-Politiker aus Gujarat landesweite Bekanntheit: dem heutigen Premierminister Indiens, Narendra Modi.

Ebenfalls 1992 fanden im Rahmen des blutigen Zerfalls Jugoslawiens heftige Kämpfe statt, bei denen längst vergangene Ereignisse wie die Schlacht auf dem Amselfeld von 1389 als Rechtfertigung für gewaltvolles Handeln angeführt wurden.

Das verheerendste Beispiel der jüngeren Zeit ist ohne Frage der Essay des russischen Präsidenten Wladimir Putin, veröffentlicht im Juli 2021 unter dem Titel „Zur historischen Einheit von Russen und Ukrainern“ auf der Staatswebsite. Die pseudohistorische Erzählung setzt im Jahr 988 mit der Taufe des Großfürsten Wolodymyr des Großen im Fluss Dnipro in Kyjiw ein, wodurch er und somit auch all seine Untertanen zum orthodoxen Christentum übertraten. Auf diesem mehr als ein Jahrtausend zurückliegenden Ereignis baut Putins Argumentation auf: Die Ukraine müsse sich von ihrer törichten Ambition als ein *westliches* (ein Codewort für *demokratisches*) und unabhängiges Land verabschieden und stattdessen ihre schicksalhafte Bestimmung als untrennbarer – und untertäniger – Teil von Mütterchen Russland annehmen. Den Essay prägt eine für totalitäre Manifeste typische passiv-aggressive Mischung aus Klage und Überlegenheitsgestus, die der ukrainischen Bevölkerung bekannt vorgekommen sein muss. Einmal mehr zeigte sich hier der gewaltsame russische Imperialismus, noch stärker und unheilvoller als 2014 schon. Doch im Westen schenkte man dem, wie üblich, viel zu wenig Gehör. Inzwischen wissen wir, dass dieser Text nicht mehr und nicht weniger als den umfassendsten Angriffskrieg in Europa seit 1945 ankündigte.

Einem nicht unähnlichen Muster folgt die Forderung etlicher Mitglieder der Regierung von Benjamin Netanjahu (darunter Sicherheitsminister Itamar Ben-Gvir), die gesamte palästinensische Bevölkerung müsse aus „Eretz Israel“ vertrieben werden – sie wurde erhoben, während Israel Gaza bombardierte und die Zivilbevölkerung dem Verhungern preisgab. Auch hier dient eine mythische Vergangenheit – als „auserwähltes Volk“ – als Rechtfertigung für ein Vorgehen, das zahlreiche Holocaust-Forschende wie der israelisch-amerikanische Historiker Omer Bartov als Genozid bezeichneten.

Wie etliche andere in Deutschland lebende Nicht-Deutsche musste ich verstört miterleben, wie progressive Jüdinnen und Juden, die gegen die Gewalt der israelischen Regierung in Gaza und im Westjordanland protestierten, von Deutschen über Antisemitismus belehrt wurden. Wie kann es sein, dass aus dem bewundernswerten und historisch einzigartigen kollektiven Eingeständnis der eigenen Verbrechen ein öffentlicher Diskurs hervorgegangen ist, der derart von Blindheit gegenüber heutigen Gräueln und faktischem Unrecht bestimmt ist?

> Meist nimmt es kein gutes Ende, wenn die Vergangenheit zum Banner erhoben wird, unter dem die Gegenwart marschieren soll.

Gelegentlich kommt es mir so vor, als würde diese deutsche Besessenheit von der eigenen Schuld dazu führen, einzig aus diesem Blickwinkel die Welt zu betrachten; die tatsächliche Komplexität oder auch die universellen Menschenrechte werden dabei übersehen. Für mich ist dies der extremste Fall der generellen Haltung des Westens gegenüber der eigenen gewaltsamen, repressiven, imperialen und kolonialen Vergangenheit. Die vermeintliche weiße Überlegenheit durch eine überragende weiße Schuld zu ersetzen, kommt mir wie eine Strategie vor, die westliche Zivilisation einmal mehr als einzig wahre zu etablieren. Ein selbstherrliches Narrativ – „Wir sind die Besten und Kultiviertesten, also allen anderen überlegen“ – wird durch ein nicht minder selbstherrliches, wenngleich negatives Narrativ ersetzt – „Wir sind die Bösesten, Brutalsten und Schuldigsten, sodass nun alles, was wir tun, Ausdruck der Sühne für unsere vergangenen Sünden sein muss“. In beiden Fällen sind wir die einzig wahren Protagonisten: mal als Zivilisatoren der Welt, mal als ihre Zerstörer; beide Male beginnt und endet es mit uns. In meinem jüngsten Buch *Kalte Füße* habe ich diesem doppelten Narrativ ein eigenes Kapitel gewidmet, dem ich nicht zufällig den Titel „Eitelkeit“ gegeben habe. Die westliche (weiße) Angewohnheit, sich in selbstherrlicher oder selbsterniedrigender Form als Mittelpunkt der Welt zu betrachten, wird einer multipolaren Welt aber nicht gerecht.

Noch weitere Akteure und ihre Handlungsmacht auf der Weltbühne erfordern unsere Aufmerksamkeit. Im Jahr 2023 startete der tunesische Präsident Kais Saied eine rassistische Hasskampagne gegen Migranten aus Ländern südlich der Sahara, er sprach von der Gefahr eines angeblich bevorstehenden „Bevölkerungsaustausches“. Seine Rhetorik, die unwillkürlich an AfD-Politiker bei geheimen Treffen denken lässt, hatte sehr reale furchtbare Folgen: Über Monate hinweg wurden in Tunesien Migranten von südlich der Sahara auf den Straßen angegriffen, in die Wüste verschleppt, wo sie dem Tod überlassen wurden, oder in aller Öffentlichkeit ermordet.

Die Praktiken und die Organisation des Schleusersystems wie auch die Routen der Migrationsströme durch die Sahara zum Mittelmeer und von dort in Richtung Norden nach Europa sind nicht zu verstehen, wenn man nicht den gewaltsamen Schwarzen-feindlichen Rassismus in den arabischen Staaten mitberücksichtigt, insbesondere dessen Jahrhunderte zurückliegenden Ursprung in dem von Arabern kontrollierten Sklavenhandel durch die Sahara und über den Indischen Ozean. Dabei handelte es sich bis zum Beginn des transatlantischen Sklavenhandels (der hierauf aufbaute) um die umfangreichste Verschleppung versklavter Personen in der Geschichte. Wer sich die alten Karawanenstraßen anschaut, auf denen die Menschen aus der Subsahara in Ketten auf die Sklavenmärkte von Algier, Tunis und Alexandria gebracht wurden, wird verblüfft feststellen, dass sie weitgehend mit den Routen übereinstimmen, auf denen nach wie vor zahllose Menschen, darunter Frauen und Kinder, „geschleust“ werden. Saied war sich vollkommen bewusst, dass er mit seiner Hetzrede eine von der Moderne und ihren Errungenschaften lediglich notdürftig verdeckte Unterströmung der arabischen Gesellschaft ansprach und bei vielen auf Zustimmung stoßen würde.

Aus Libyen sind mir keine vergleichbaren öffentlichen Äußerungen bekannt, gleichwohl ist die in Teilen der arabischen Welt vorhandene Schwarzen-Feindlichkeit – die Ansicht, dass Schwarze Körper lediglich eine zur Ausbeutung freigegebene Ressource seien, was exakt der Definition von Sklaverei entspricht – ein höchst unterschätzter Faktor, wenn es um die albtraumhaften Zustände in Migrantenlagern, um Entführungen oder Foltervideos geht, mit denen Lösegeld erpresst werden soll. Der öffentliche Diskurs im Westen betrachtet die Situation in ehemaligen europäischen Kolonien fast ausschließlich durch eine postkoloniale Brille – die Brille *unserer* Handlungsmacht. Selbst wenn wir diese als negativ beurteilen, als etwas, für das wir Sühne leisten müssen, bleibt es doch die einzige Brille, die wir anlegen.

Ohne Zweifel hat der europäische Kolonialismus mit seiner langen und gewaltsamen Geschichte die Welt, in der wir heute leben, geformt. Doch sind die Menschen des Westens nicht der Anfang und das Ende von allem Guten oder Bösen: Unsere Welt ist wesentlich vielschichtiger, als es eine solche Sicht nahelegt.

Eine kleine persönliche Geschichte. Der 25. April ist in Italien der Tag der Befreiung, der beliebteste staatliche Feiertag meines Heimatlandes, an dem die antifaschistischen Wurzeln unserer Republik und der Sieg über den nationalsozialistischen Faschismus gefeiert werden. 2026 kam es hierbei zu einem Vorfall, bei dem ein emeritierter Professor daran gehindert wurde, sich der feiernden Menge anzuschließen. Warum? Er trug die Fahnen von Italien, der EU und der Ukraine. Ein Ordner der Veranstaltung stieß den Mann aggressiv und erklärte, dass eine „Nazi-Fahne“ (gemeint war die ukrainische) bei einer antifaschistischen Feier keinen Platz habe. Ich durchforstete neugierig die Profile des Ordners in den sozialen Netzwerken: Seine Accounts bei Instagram und Facebook enthielten jede Menge russische Propaganda – Putins Krieg sei notwendig, um in einer Neuauflage des „Großen Vaterländischen Krieges“ das ukrainische „Nazi-Regime“ zu beseitigen, die Ukrainer und Ukrainerinnen seien im Zweiten Weltkrieg alle Nazi-Kollaborateure gewesen usw. Daneben gab es Fotos und Posts, in denen das größte judenfeindliche Massaker seit dem Ende der Shoah, der Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023, als neue „Resistenza“ bezeichnet wurde. Dieser Ordner, der einen betagten Signore daran hinderte, des heroischen ukrainischen Widerstands gegen einen faschistischen Angriff zu gedenken – noch dazu an ebenjenem Tag, an dem Italien den eigenen Widerstand gegen den Faschismus feierte –, entsprach exakt jenen rot-braunen Verteidigern Russlands, die ich in meinem Buch *Kalte Füße* beschrieben habe. Am Ende stieß ich auf einen mehrere Jahre alten Post, in dem der Mann überschwänglich einen Roman über die Gräuel des Kolonialismus empfahl. Es war mein Roman *Alle, außer mir*.

Was also sollen wir Geschichte und Geschichten Erzählenden tun? Sollen wir verstummen, weil Geschichte/n möglicherweise missverstanden und missbraucht wird/werden? Ich habe keine Patentlösung, nur ein Zitat aus *Kalte Füße*: „Doch was bringt es, uns als stolze Antifaschisten zu fühlen und *Bella Ciao* zu singen, aber dann einen lupenreinen Faschisten wie Putin nicht zu erkennen, wenn er direkt vor uns steht?“

Sich mit Geschichte auseinanderzusetzen, bedeutet auch zu verstehen, dass „wir im Westen“ weder überlegen noch einzigartig sind, weder als Zivilisatoren noch als Zerstörer. Es stimmt, dass wir in der Geschichte – relativ gesehen – oft über mehr Macht verfügt haben, aber Machtverhältnisse ändern sich. (Niemand weiß das so gut wie eine gebürtige Römerin.) Es gibt zwei Instrumente, um den Machtmissbrauch einzudämmen: die Demokratie und die Rechtsstaatlichkeit.

Deutschland



Russland – USA

Zum Tee in Washington,
Treffen an der Elbe,
Transit Berlin

Karl Schlögel

Deutsch-russisch-amerikanische Szenen

Was für frühere Generationen 1968 oder 1989 war, vielleicht auch 9/11, das wird für eine andere das Datum des 24. Februar 2022 sein: der Tag der russischen Vollinvasion in die Ukraine, die Rückkehr des Krieges nach Europa. Es ist ein Eintritt in einen neuen Erfahrungsraum. Die Karte der Welt, in der wir von nun an leben, wird neu gezeichnet. Es ist eine Zeit der Abwicklung eines alten Zustands, die Disruption auf Dauer gestellt. Wie sich darin zurechtfinden, wenn einem der Boden, auf dem ein ganzes Weltbild ruhte, unter den Füßen weggezogen ist? Dass die Reden von der neuen Weltunordnung und der Zeit, die aus den Fugen ist, mittlerweile zum Gemeinplatz geworden sind, zeigt an, dass uns die Wirklichkeit eingeholt hat. Man sucht nach einer Sprache, mit der sich die Veränderungen beschreiben oder gar begrifflich fassen lassen; man sucht Halt im Fundus historischer Erfahrung, entdeckt Parallelen und Analogien und ahnt doch, dass sie nicht weiterführen, wenn es um das Verstehen einer neuen Situation geht. Wer traut sich jetzt schon, Hannah Arendts viel zitiertem „Denken ohne Geländer“[1] wirklich zu folgen mit all den Risiken, die damit verbunden sind?

Worum es konkret geht, muss niemandem, der halbwegs mit der Welt in Verbindung steht, erklärt werden. Noch immer bietet jeder Tag neue Überraschungen – auf allen Feldern. Die Meldungen gehen im Sekundentakt über einem nieder wie Meteoriteneinschläge; Gewöhnung an einen neuen, bisher nicht bekannten Rhythmus, in dem sich alle Koordinaten verschieben. Der auf die Vernichtung der Ukraine angelegte totale Krieg Putins hält nicht nur an, sondern ist steigerungsfähig bis zu einem Grad, den wir nicht kennen. Ausdruck der Hilflosigkeit sind Seufzer wie: „Ich bin sprachlos“, „wir sind fassungslos“, „dafür habe ich keine Worte“. Nach und nach werden die neuen, so irritierenden Erfahrungen eingefangen und gleichsam domestiziert im Vokabular der neuen Weltunordnung: Ende der Globalisierung, Aufstieg der neuen Global Player und der autoritär-autokratischen Systeme, Ende des „Westens, wie wir ihn bisher kannten“.[2]

Niemand hatte sich wohl vorstellen können, dass es zu einer (zeitweiligen) Allianz von Putins Russland und Trumps Amerika kommen könnte, dass das Ende des „Amerikanischen Jahrhunderts“ nicht allein die Folge des Aufstiegs Chinas, sondern auch der Selbstzerstörung Amerikas sein würde und das über den Atlantik hinweg geschmiedete Bündnis mit Europa beendet werden könnte. All das hat sich vor aller Augen abgespielt, fast so etwas wie Immanuel Kants „Geschichtszeichen“. Die Zerstörung der Unterscheidung von wahr und falsch, von Fakten und Fake, hat einen medialen Raum erschaffen, in dem alles gleich wahr und gleich falsch sein soll. Ein postmoderner Edward Gibbon – der britische Historiker der Zeit der Aufklärung – wird sich dieser Umwälzung einmal annehmen.

Es ist naheliegend, ja verführerisch, der Frage nachzugehen, wie sich Deutschland, Russland, die USA in dieser im Fluss befindlichen Weltunordnung neu positionieren. Dabei ist es schon eine unzulässige Vereinfachung, von „deutscher Perspektive“ in diesem Dreieck zu sprechen, gab es doch für fast ein halbes Jahrhundert wenigstens zwei Blickrichtungen, die der Bundesrepublik in der amerikanischen Sphäre und die der DDR in der sowjetisch-russischen Sphäre. Also eine Parallelerfahrung: PX Stores und Russenmagazine in den jeweiligen Garnisonstädten, American Forces Network und Drushba-Buchhandlungen, Fulbright-Stipendien und Aspirantur. Asymmetrie des Wissens, unterschiedliche Grade der Vertrautheit mit der je fremden Sphäre, freie Welt und Sowjetblock – mit allem, was dazugehört.

Vor diesem Hintergrund liegt es nahe, nach Pfadabhängigkeiten, deutschen Ab- und Sonderwegen Ausschau zu halten, sich alte Allianzen zu vergegenwärtigen, etwas abzuleiten für heute, das Lernen aus der Vergangenheit zu beschwören und Lehren zu ziehen, wo Geschichte doch nur informiert, „wie es gewesen ist“ (oder gewesen sein könnte), nicht aber Rezepte bereitstellt für die Gegenwart. Es ist in einer Zeit, in der ein überkommener „Erfahrungshorizont“ (Reinhart Koselleck) sich auflöst, eine Chance, die enzyklopädisch abgesicherten Gewissheiten und Meistererzählungen in Klammern zu setzen und sich auf Nebenwege zu begeben, von denen aus noch einmal ein anderer Blick auf die großen Haupt- und Staatsaktionen eröffnet wird, auf Szenen, Situationen und Konstellationen, die uns mit anderen Augen auch auf heute blicken lassen.

Welche könnten diese sein? Wir alle kennen Alexander von Humboldt als den „zweiten Entdecker Amerikas“, aber dass er im Anschluss an seine Forschungsreisen in Lateinamerika im Jahre 1804 auch mit dem Mitverfasser der Unabhängigkeitserklärung und späteren Präsidenten der Vereinigten Staaten Thomas Jefferson zusammentraf und die natürlichen Gegebenheiten des neuen Staatswesens erörtert hat, ist weit weniger bekannt; dass er 1829 im Alter von 60 Jahren nicht nur eine Forschungsreise bis an die russisch-chinesische Grenze unternommen hat, sondern auch mit Zar Nikolaus I. zusammengetroffen ist, dass er also beide Welten erkundet und im Blick gehabt hat, noch weniger.[3]

Wir wissen viel über die dynastischen Beziehungen zwischen den deutschen Fürstenhäusern und der russischen Aristokratie, aber wenig über die deutschen Glaubensflüchtlinge, die sich im 18. Jahrhundert, der Einladung der aus Anhalt-Zerbst stammenden Zarin Katharina II. folgend, im Russischen Reich niederließen und später vielfach nach Amerika weiterzogen. Das Kapitel der russlanddeutschen Geschichte in Russland ist abgeschlossen, ihre Nachfahren stellen heute eine immerhin rund vier Millionen zählende Gemeinde in der Bundesrepublik.

Der vom deutschen Generalstab im Jahre 1917 organisierte Transfer der Leningruppe nach Petrograd, um mit der Revolution das Zarenreich zu Fall zu bringen, ist vielen ein Begriff – aber dass sich Max Weber, der eminente Soziologe, nach seiner Amerikareise 1904 und seiner Studie „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ der russischen Revolution zuwandte, sogar das Russische erlernte und eine grundlegende Analyse der Verhältnisse Russlands beisteuerte, ist meist nur den Weber-Fachleuten geläufig.[4]

Es gab eine Zeit, in der die Universitäten des Deutschen Reiches weltweit Vorbild für das Bildungs- und Wissenschaftswesen waren, und daher ist es kein Zufall, dass führende Vertreter der russischen Intelligenz und Gelehrtenwelt, aber auch Absolventen der amerikanischen Eliteuniversitäten in Deutschland aufeinandertrafen, sei es in Heidelberg, Marburg oder Berlin. Viele Namen wären hier zu nennen – Boris Pasternak etwa in Marburg, aber auch W. E. B. Du Bois, der erste schwarze Harvard-Doktorand und Student der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität, Briefpartner Max Webers, der immer wieder – so auch bei den Olympischen Spielen 1936 – in Deutschland zu Besuch war und dessen Interesse am „sowjetischen Experiment“ wiederum in diesem Berliner Studienaufenthalt gründete.[5]

Du Bois hätte in Berlin auf einen weiteren Amerikaner treffen können, den großen Historiker und bedeutenden Diplomaten George F. Kennan, der Ende der 1920er Jahre bei Otto Hoetzsch Osteuropäische Geschichte und in der russischen Exilgemeinde Russisch lernte. Er, der mit seiner Arbeit zum Ersten Weltkrieg den Begriff von der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ geprägt hat, der Diplomat, der während des stalinschen Terrors auf dem Moskauer Posten war und 1947 die Doktrin des *Containment* (Eindämmungspolitik) für den Kalten Krieg konzipiert hat, der im hohen Alter noch die Auflösung des Sowjetischen Imperiums erlebte und die amerikanische Politik kritisch kommentierte – er wäre fast so etwas wie die Idealbesetzung in einer Debatte, die sich um die deutsch-russisch-amerikanischen Verwicklungen im 20. Jahrhundert dreht.[6]

Man sucht Halt im Fundus historischer Erfahrung, entdeckt Parallelen und Analogien und ahnt doch, dass sie nicht weiterführen.

Oder Berlin als Knotenpunkt deutsch-russisch-amerikanischer Netzwerke, zeitweise nicht nur die Hauptstadt des russischen Exils, sondern später auch die Transitstation für all jene, die Deutschland nach 1933 verlassen mussten und in den USA die Grundlagen für die *Russian Studies* legten – darunter die ganze Führung der Menschewiki –, aber auch Schriftstellerinnen und Schriftsteller wie Vladimir Nabokov, Roman Gul, Waldemar Gurian oder die junge Ayn Rand, die nachmalige Wortführerin eines radikallibertären Amerika. Über Berliner Galerien, Antiquariate und Auktionen wanderten Bibliotheken und Gemälde der enteigneten Aristokratie aus dem untergegangenen Zarenreich in die Villen und Museen der Reichen Amerikas. Aber Berlin war nicht nur der Umschlagplatz für die Trümmer einer untergegangenen Welt,

sondern zugleich Experimentierfeld einer grenzübergreifenden Moderne, so wie es Erich Mendelsohn, einer der führenden Köpfe des Neuen Bauens in seinem Band *Russland. Europa. Amerika. Ein architektonischer Querschnitt* (1929) veranschaulicht hat: „Aber der Weltkrieg, seine Machtverlagerungen und sozialen Revolutionen haben die vorkrieglichen Objekte der europäischen Politik zu Subjekten gemacht. Brachten Amerikas Tatkraft zu phantastischem Umlauf, Rußlands Lethargie zu höchster Lebendigkeit. Das neue Rußland greift aktiv nach Amerika. Amerika selbst ist der Herr der Welt“.[7] Es war die Zeit des *Wilsonian Moment*, in der Lenins Räterussland und die USA sich anschickten, das alte, durch den Krieg ruinierte Europa hinter sich zu lassen und die *new New World* zu erschaffen, wie Jean-Louis Cohen es in seiner Studie über *Amerikanizm in Russian Architecture* genannt hat, mit Musterbauten des Konstruktivismus und des Bauhaus, internationalen Wettbewerben, Delegationen sowjetischer Ingenieure und Arbeiter zu den Autofabriken von Ford in Detroit und amerikanischen Arbeitern zu den „Großbaustellen des Kommunismus“.[8] Der Schriftsteller Ilja Ehrenburg sah in Moskau die „Yankees vom Arbat“ am Werk und fühlte sich, wo immer unterwegs, als „Zeitgenosse, ein Mensch der gleichen Zeitheimat, der gleichen Generation, gezwungen nach dem Großen Kriege zu leben“.[9]

Es waren nicht nur linke Intellektuelle, sondern auch Köpfe der konservativen Revolution, die fasziniert waren von staatlicher Planung und dem Projekt der Schaffung eines neuen Menschen, wie man in Ernst Jüngers *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt* von 1932 nachlesen kann.[10] Noch 1937, als die nachrevolutionäre Übergangszeit schon dem stalinschen Terror gewichen war, reist ein so unabhängiger Kopf wie Frank Lloyd Wright über Berlin zum Architekturkongress nach Moskau, wo er in dem Gebäude, in dem gerade der große Schauprozess inszeniert worden war, über das gigantomanische Projekt des Palasts der Sowjets herzog. Ein neuer Stil breitete sich aus – bei allen Unterschieden wiederum grenzüberschreitend – auf Weltausstellungen wie in Paris 1937 oder im Ausbau der Hauptstädte, eine Wendung ins Monumentale, Neoklassizistische, Totalitäre, unterbrochen durch den Krieg, aber es blieb die Faszination der amerikanischen Wolkenkratzer, die sich in Moskau in die Zuckerbäcker-Hochhäuser der späten 1940er und 1950er Jahre verwandelten. Doch das war schon eine andere Zeit.

Deutschland und Mitteleuropa waren ab 1933 Ausgangspunkt einer säkularen Vertreibungs-, Flucht- und Exilbewegung geworden. Viele fanden Zuflucht in den Vereinigten Staaten. „Weimar on the Pacific“, wie Pacific Palisades, das Zentrum der deutschen Exilgemeinde in Kalifornien, genannt wurde, entwickelte sich zum Denkort, an dem um eine Sprache und um Begriffe gerungen wurde, mit denen sich die Dimension der deutschen Menschheitsverbrechen fassen ließ, sei es in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* oder in Theodor W. Adornos und Max Horkheimers *Dialektik der Aufklärung*.



← Auf dem G20-Gipfel in Hamburg, 7. Juli 2017

Einigen, wie Hannah Arendt im New Yorker Exil, gelang es schon früh, den Stalinismus, die andere Form totaler Herrschaft im 20. Jahrhundert, ins Auge zu fassen. Ganz anders erging es vielen jener Antifaschisten, die sich nach Moskau gerettet hatten und von dort, wenn sie nicht in den Folterkellern und Lagern Stalins zugrunde gegangen waren, vielleicht nach Ost-Berlin zurückkehrten, aber über das, was ihnen widerfahren war, oft bis ans Ende ihres Lebens nicht sprechen konnten. Es wird Jahrzehnte dauern – bis zum Ende der Sowjetunion und Fall des Eisernen Vorhangs –, bis die in vieler Hinsicht weitaus kompliziertere sowjet-stalinistische Erfahrung in den Werken Wassili Grossmans, Alexander Solschenizyns oder Warlam Schalamows ihren Ausdruck findet.

Der glückliche Augenblick der Befreiung Deutschlands, symbolisiert durch das Treffen sowjetischer und amerikanischer Truppen an der Elbe am 25. April 1945, wurde bald überschattet vom neuen Frontverlauf, der sich mit der Auflösung der Anti-Hitler-Koalition und dem aufkommenden Kalten Krieg abzeichnete. Es brauchte Jahrzehnte, bis das, was der deutsche Krieg und die deutsche Herrschaft vor allem in Osteuropa und auf dem Territorium der Sowjetunion angerichtet hatten, jener „Krieg wie kein anderer“[11] (Jochen Hellbeck), von dem trotz aller Opfer Amerika verschont geblieben war, in Deutschland und dann auch in den USA wahrgenommen und zur Sprache gebracht wurde.

Der „Kronjurist des Dritten Reiches“, Carl Schmitt, definiert in seinen Überlegungen zum Völkerrecht Amerika und Russland – und er setzt Russland immerzu in eins mit der Sowjetunion – als jene Großräume, denen die Zukunft gehören wird.[12]

Es ist kein Zufall, dass am Beginn des Kalten Krieges und der Teilung der Welt zwei Texte des 19. Jahrhunderts noch einmal Karriere machten, in denen die Grundkonstellation – zivil versus autokratisch verfasste Gesellschaft – formuliert ist: Alexis de Tocquevilles Buch *Über die Demokratie in Amerika* (1835) und Astolphe de Custines *La Russie en 1839* (1843), beide das Ergebnis von Reisen und im Schatten des von Revolutionen und Kriegen erschütterten Europas erschienen. Waren es nicht seherische, geradezu prophetische Charakterisierungen jener Systeme, die nun die Welt unter sich aufgeteilt hatten und für lange prägen sollten? Bei Tocqueville heißt es über die beiden aufsteigenden Mächte: „Alle anderen Völker scheinen etwa die Grenzen erreicht zu haben, die ihnen von der Natur gezogen sind, und scheinen diese nur noch bewahren zu sollen. Rußland aber und Amerika wachsen: alle anderen sind entweder zur Ruhe gekommen oder dringen doch nur unter großen Anstrengungen vor; sie allein schreiten leicht und rasch aus in einer Bahn, deren Ziel das Auge noch nicht zu erkennen vermag. Der Amerikaner kämpft gegen die Hindernisse, die die Natur ihm bietet; der Russe liegt im Kampf mit den Menschen. Jener ringt mit Wüste und Barbarei, dieser mit der vollbewaffneten Zivilisation: Daher erobert der Amerikaner mit dem Pflug, der Russe mit dem Schwert des Soldaten. Sein Ziel zu erreichen, baut der Amerikaner auf das private Interesse und läßt die Kraft und die Vernunft des Einzelnen wirken, ohne sie zu dirigieren. Der Russe drängt gewissermaßen die ganze Macht der Gesellschaft in einen Menschen zusammen […]. Freiheit ist dem einen der Antrieb, Knechtschaft dem anderen. Ihr Ausgangspunkt ist verschieden, verschieden ist ihr Weg; und doch, nach dem geheimen Plan der Vorsehung scheint jeder von ihnen berufen, dereinst die Geschicke der halben Welt zu lenken.“[13]

Bei dem genauen Beobachter de Custine heißt es: „Russland ist in unseren Tagen für den Beobachter das merkwürdigste Land, weil man in ihm die tiefste Barbarei neben der höchsten Civilisation findet.“[14] Er bewundert die Pracht und Schönheit der zarischen Residenzen, aber ihn bedrückt die Lage der Gefangenen in den Verliesen der Peter-und-Paul-Festung. Er spricht von der Fassadenhaftigkeit des öffentlichen Lebens, der Untertänigkeit selbst der Angehörigen der führenden Schicht, sobald sie dem Zaren gegenübertreten. Was er in Russland, so sein Schluss, vorfindet, ist eben nicht die von ihm erhoffte Monarchie, sondern die Despotie, die Rohheit der Gewalt – auch physischer –, mit der Leibeigenschaft als Fundament. Es ließen sich hier gewiss auch Passagen aus Heinrich Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen* (1844) zur deutschen Lage jener Zeit anführen.

Alle diese Szenen, von denen einige hier nur angedeutet, andere in Beiträgen des vorliegenden Magazins im Detail skizziert werden, könnten dazu anregen, um nach dem Ende des russisch-sowjetischen Imperiums, nach dem Ende des „Amerikanischen Jahrhunderts“ und nach der Rückkehr des Krieges nach Europa sich noch einmal alles vor Augen zu führen, wenn nicht in großen Linien, dann in Fragmenten. Dazu gehört auch das Eingeständnis, dass es Situationen gibt, in denen alles offen und eine analytische Anstrengung notwendig ist, um mit ganz neuen Konstellationen und Erscheinungen fertig zu werden. Dazu gehören gewiss auch die Entwicklungen in Russland und Amerika – Hilfsbegriffe dafür sind „Putinismus“ und „Trumpismus“ –, aber auch in Europa. Und es gilt erst recht für das Durchdeklinieren der Verhältnisse im eigenen Land.

Da es nicht um eine enzyklopädische Übersicht oder eine abschließende Bilanz geht, sondern um eine Sondierung entlang von charakteristischen Situationen, in denen sich die ganze Komplexität dieser sich über Generationen aufbauenden Dreiecksbeziehung vergegenwärtigt, zur Sprache und zur Anschauung gebracht werden kann, ist an dieser Stelle auf die entsprechenden Beiträge verwiesen.

1 Arendt, Hannah: Denken ohne Geländer. Texte und Briefe. Hg. v. Heidi Bohnet/Klaus Stadler. München 2005.

2 Vgl. Applebaum, Anne: Die Verlockung des Autoritären. Warum antidemokratische Herrschaft so populär geworden ist. München 2021.

3 Vgl. Casper, Gerhard: „Ein junger Mann aus ‚ultima Thule‘ zu Besuch bei Jefferson. Alexander von Humboldt in Washington“, in: Orden pour le Mérite für Wissenschaft und Künste. Reden und Gedenkworte. Bd. 37. Göttingen 2009, S. 19–37.

4 Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Hg. und eingel. v. Dirk Kaesler. München 2004; vgl. auch ders., Max Weber Gesamtausgabe. Bd. 10: Zur Russischen Revolution von 1905. Schriften und Reden 1905–1912. Hg. v. Wolfgang J. Mommsen in Zusammenarbeit mit Dittmar Dahlmann. Tübingen 1989.

5 Vgl. Schlögel, Karl: „Entlang der ‚Color-Line‘ – Auf den Spuren von W. E. B. Du Bois“. In: ders.: American Matrix. München 2023, S. 671–704.

6 Vgl. Kennan, George F.: Memoirs 1925–1950. New York 1967.

7 Mendelsohn, Erich: Russland. Europa. Amerika. Ein architektonischer Querschnitt [1929]. Basel 1989, S. 7; vgl. auch ders.: Amerika. Bilderbuch eines Architekten. Mit 100 meist eigenen Aufnahmen des Verfassers. Berlin 1928.

8 Cohen, Jean-Louis: Building a new New World. Amerikanizm in Russian Architecture. Canadian Center for Architecture Quebec. Yale 2020.

9 Ehrenburg, Ilja: Visum der Zeit. Leipzig 1929, S. 70.

10 Jünger, Ernst: Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt [1932]. Stuttgart 2007.

11 Hellbeck, Jochen: Ein Krieg wie kein anderer. Der deutsche Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion. Eine Revision. Frankfurt am Main 2025.

12 Vgl. Schmitt, Carl: Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum. Berlin 2011; ders.: Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung. Stuttgart 1993.

13 Tocqueville, Alexis de: Über die Demokratie in Amerika [1835]. München 1976, S. 216.

14 Custine, Astolphe de: Russische Schatten. Prophetische Briefe aus dem Jahre 1839 [1843]. Hg. v. Hans Magnus Enzensberger. Nördlingen 1985, S. 5.

Deutungshoheit

Matthias Struch

Konstruktionen von Geschichte. Ausstellungsplakate des Museums für Deutsche Geschichte (1952–1989)

Plakate, Faltblätter, Eintrittskarten zählen zur Gattung der Ephemera, gedacht für einen zeitlich kurzen, zumindest aber begrenzten Gebrauch, um anschließend dem Vergessen und Verschwinden überantwortet zu werden. Dass sie aus verschiedenen Gründen aufbewahrt werden – zur Dokumentation, aus Sammelinteresse, zur Archivierung –, hat nichts mit ihrem ursprünglichen Zweck zu tun. Nicht selten stehen sie in direktem Zusammenhang mit wiederum ephemeren Ereignissen. So sind Plakate oft ereignisbezogen, werben für Produkte oder politische Inhalte, machen Wahlpropaganda für Parteien, weisen auf Veranstaltungen, Konzerte, Theatervorführungen oder Ausstellungen hin und haben mit deren Ende ihre eigentliche Aufgabe, die Bekanntmachung, erfüllt.
Unter den etwa 90 000 Objekten der Sammlung Plakate des Deutschen Historischen Museums (DHM) sind 87 Plakate zu Sonderausstellungen des Museums für Deutsche Geschichte (MfDG).
Das zentrale Geschichtsmuseum der DDR war eine der Vorläuferinstitutionen des heutigen DHM; Teile seiner Sammlungen, Liegenschaften und auch das Hausarchiv gingen mit der Wiedervereinigung 1990 im bundesdeutschen DHM auf.
Der marxistischen Geschichtswissenschaft entsprechend, interpretierte das MfDG Geschichte – und damit auch die deutsche – als Geschichte von Klassenkämpfen. Es zeichnete, ausgehend von der Urgesellschaft über die Zeit des Feudalismus und des Kapitalismus „mit seiner aggressivsten Form, dem Imperialismus“, bis zum Sieg des Sozialismus als Vorstufe des Kommunismus, eine „gesetzmäßige Entwicklung“; für die deutsche Geschichte sollte dies mit der Gründung der DDR und dem „Aufbau des Sozialismus“ erreicht sein. Das ideologisch gesättigte Geschichtsbild mit all seinen Fälschungen, Auslassungen, Umschreibungen vermittelte das MfDG als „geschichtspolitisches Schaufenster des ZK der SED“[1] von 1952 bis 1990 in seinen ständigen Ausstellungen, vor allem aber im überwiegenden Teil der etwa 268 Sonder- und Wanderausstellungen. Kenntnisstand und Überlieferung hierzu sind unvollständig, in manchen Fällen rudimentär bis nicht vorhanden. Der Großteil der Ausstellungen waren Eigen- oder Koproduktionen, es gab Gastausstellungen anderer DDR-Institutionen und -Massenorganisationen, aber auch aus sogenannten befreundeten Ländern. Etwa 60 Ausstellungen waren Gastausstellungen des MfDG im In- und Ausland und wurden nicht im Haus gezeigt.[2]

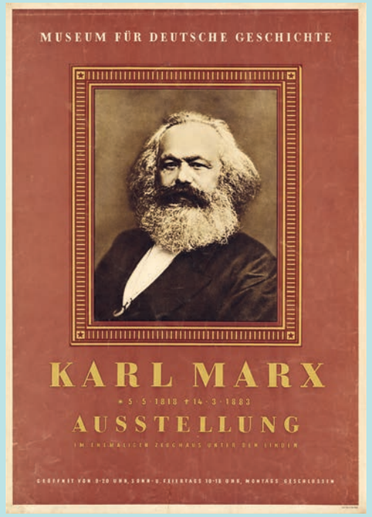
1 So Jörg Rudolph vom Hausarchiv des DHM; mit Dank für die Bereitstellung zahlreicher Dokumente, wertvolle Hinweise und kollegialen Austausch.

2 Zahlen und Einschätzungen bilden den derzeitigen Kenntnisstand ab, gründen sich auf Angaben von Mary-Elizabeth Andrews im Zusammenhang mit ihren Forschungen zur Hausgeschichte 2013/14, Ergänzungen aus dem Hausarchiv und eigenen Recherchen.

Deutungshoheit

❶ Karl Marx

Laufzeit: 2. Mai 1953 bis 30. November 1954
Entwurf: vermutlich Peterpaul Weiß (nicht signiert);
Papier, Offsetdruck; 84,3 × 59,2 cm; Inv.-Nr.: P 75/51



1953 war in der DDR offiziell das Karl-Marx-Jahr ausgerufen worden. Der Philosoph und Gesellschaftstheoretiker, in der offiziellen DDR-Propaganda auch „der größte Sohn des deutschen Volkes“ genannt, sollte zu seinem 135. Geburtstag und 70. Todestag geehrt werden. Folgerichtig war die erste Sonderausstellung (gleichzeitig die erste MfDG-Ausstellung im Zeughaus überhaupt) im neuen Museum für Deutsche Geschichte Karl Marx gewidmet. Auf Marx gründete sich das Analyse-, mithin das ganze Gesellschaftsmodell, auf dem die sozialistische Welt aufgebaut wurde. Noch ohne Kenntnis anderer menschlicher Facetten, wie jener, denen sich beispielsweise Sigmund Freud im 20. Jahrhundert zuwandte, hatte Marx zusammen mit seinem Weggefährten und Mitstreiter Friedrich Engels den Historischen Materialismus begründet, eine Theorie zur Erklärung von Gesellschaft und ihrer Geschichte und ihrer zwangsläufigen Entwicklung zum Sozialismus und Kommunismus. Marx gilt als einflussreichster Theoretiker des Kommunismus, dessen Schriften die Arbeiterbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert weltweit geprägt haben. Seine schriftlichen Hinterlassenschaften sind kaum zu erfassen, die Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA²) ist auf 115 Bände ausgelegt. Das umfangreiche Werk könnte Pate gestanden haben bei der Gestaltung des Ausstellungsplakats mit seiner Anmutung eines Buchcovers.

Anders als es das Plakat mit seiner doppelten Musealisierung vermuten lässt, war die Ausstellung selbst keine rein biografische Schau, sondern zeigte die „Weiterentwicklung der Lehren von Marx und Engels durch Lenin und Stalin und ihre Verwirklichung in der Sowjetunion sowie die Auswirkungen in Deutschland“, wie im Ausstellungsführer zu lesen war. Die in der materialistischen Geschichtsschreibung kanonisierten Säulenheiligen wurden ebenso präsentiert wie deren zentrale Momente in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in ihrer „gesetzmäßigen Entwicklung“. Wie die Erzählung selbst war auch die Ausstellung voller Leerstellen, Auslassungen, Verfälschungen, Klitterungen. Um sie alle sicherzustellen, gab es zahlreiche Überarbeitungsrunden. Nach der Schließung der Ausstellung überarbeitet und ergänzt, wurde sie zum 135. Geburtstag und 60. Todestag von Friedrich Engels als *Marx-Engels-Ausstellung* (5. März 1955 bis 31. Dezember 1956) wiedereröffnet, um dann in reduzierter Form als Teil der ständigen Ausstellung zu überdauern. Stalin, in der ersten Ausstellung noch gewichtig vertreten, wurde im Laufe der Zeit sang- und klanglos abgeräumt: Weder er noch seine Verbrechen wurden thematisiert. Zu Marx und Engels gab es noch wiederholt MfDG-Ausstellungen. Das nächste große Karl-Marx-Jahr wurde für 1983 anlässlich seines 165. Geburtstags und 100. Todestags ausgerufen, diesmal mit einer Wanderausstellung.

❷ Wilhelm Pieck

Laufzeit: 2. Januar bis 20. März 1956
Entwurf: Peterpaul Weiß (signiert im Druck);
Papier, Offsetdruck; 59,5 × 42,2 cm; Inv.-Nr.:
P 90/253.2



Seinen Geburtstag am 3. Januar und seinen Geburtsort Guben kannte in der DDR fast jedes Kind. Wilhelm Pieck, erster (und einziger) Präsident der DDR, haftete immer etwas Freundliches, Unschuldiges, Vertrauenswürdiges an – ganz anders als Walter Ulbricht, auch wenn ihre Lebenswege Jahrzehnte aneinander gebunden waren bis in die Verantwortlichkeiten hinein. Der Tischler und Gewerkschaftsfunktionär Pieck war wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht Mitglied der SPD, gehörte der Spartakusgruppe an und war mit ihnen einer der legendären Begründer der KPD. Aktiv beim Spartakusaufstand im Januar 1919, wurde er zusammen mit Luxemburg und Liebknecht verhaftet und ins Nobelhotel Eden, dem Stabsquartier der Garde-Kavallerie-Schützen-Division unter Hauptmann Waldemar Pabst, gebracht. Pabst wird die Morde an den beiden intellektuellen Vordenker*innen der deutschen kommunistischen Linken befehlen, die KPD dadurch „enthaupten“ und letztlich Lenin und Stalin „ausliefern“ (Heiner Müller). Warum Pieck entkommen konnte oder gehen gelassen wurde, wird bis heute unterschiedlich interpretiert. War es Chuzpe, dass Pieck Pabst von seiner geringen Bedeutung überzeugen konnte? Pabst wird Jahrzehnte später von Verrat sprechen, Clara Zetkin soll Pieck in den frühen 1920ern ins Gesicht gespuckt haben. 1929 lässt der KPD-Vorsitzende Ernst Thälmann Pieck vor ein Ehrengericht der Partei stellen, das Ergebnis wird nicht bekannt gegeben. Beteiligte werden bei den sogenannten stalinistischen Säuberungen in den 1930er Jahren umgebracht, erneut Nährboden für Spekulationen. All das und die damit verbundenen Fragen beziehungsweise Antworten sind natürlich nicht Gegenstand der Ausstellung oder der DDR-Geschichtsschreibung. Pieck, als Mann aus dem Volk, bleibt auf merkwürdige Weise mit Makellosigkeit behaftet. Das Plakat zur Sonderausstellung im MfDG 1956 lässt Anklänge an den zeitgenössischen Personenkult erkennen und stellt Pieck vor DDR-Flagge und roter Fahne frei.

❸ Deutsche Plakate von 1895 bis 1932

Laufzeit: 2. März bis 2. Mai 1957
Entwurf: Peterpaul Weiß (signiert im Druck)
Papier, Siebdruck, 81,4 × 57,8 cm, Inv.-Nr.: P 90/270.1



Ein Plakat, getragen von der farbintensiven Wucht des Siebdrucks, bestechend in seiner Einfachheit und Leuchtkraft. Große Namen der deutschen Plakatgestaltung sind zu lesen: Edel, Erdt, Klinger, Hohlwein, Orlik, Kainer, Heine, Bernhard, Gipkens, Fenneker, Corty, Petzold, Kollwitz, Heartfield und andere. Die Sonderausstellung im Zeughaus – später als Wanderausstellung auch in Dresden, Halle, Leipzig und Rostock zu sehen – zeigte fast 700 Plakate, die zu den künstlerisch hochrangigsten ihrer Zeit zählten. Doch wie konnte das MfDG eine solche Schau zusammentragen, woher kamen die Plakate?

1954 waren in einem Kellerraum des MfDG-Standorts in der Clara-Zetkin-Straße einige tausend Plakate aufgetaucht, die als Sammlung des jüdischen Zahnarztes Hans Josef Sachs (1881–1974) aus Berlin-Nikolassee identifiziert wurde. Sachs hatte um 1900 begonnen, Plakate zu sammeln, war Mitbegründer des Vereins der Plakatfreunde und Herausgeber und Autor der Zeitschrift *Das Plakat*. Bis Mitte der 1920er Jahre trug er eine der kulturhistorisch bedeutendsten Plakatsammlungen in Deutschland mit den Schwerpunkten Reklame und politische Propaganda zusammen. Als Jude den Entrechtungen und Repressionen durch das NS-Regime ausgesetzt, konnte er 1938 mit seiner Familie in die USA emigrieren. Seine Sammlung war zuvor vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda beschlagnahmt worden. Eine Art Reichswerbearchiv sollte entstehen. Andere NS-Einrichtungen hatten ebenfalls Begehrlichkeiten signalisiert. In den nächsten Jahren wurde die Sammlung mehrfach umgelagert: innerhalb Berlins, dann nach Torgau, Halle und zurück nach Berlin. Sie wurde aufgesplittet, es kam zu Entnahmen, Verlusten und Beschädigungen, aber wohl auch Anreicherungen aus anderen Sammlungen, bis sie 1952 in die Verantwortung des MfDG gelangte und zunächst unbeachtet in Vergessenheit geriet.

Gleichwohl die Provenienz bekannt war, gingen die zuständigen Mitarbeitenden und Stellen lange davon aus, dass Sachs im Holocaust ermordet worden sei. Sie überführten die Sammlung ins Volkseigentum. Über die Herkunft wurde dennoch Stillschweigen bewahrt.

In zahlreichen Ausstellungen wurden Plakate aus der Sammlung Sachs gezeigt, durchaus DDR-typisch ohne Hinweis auf den Sammler und seine Geschichte. Hellmut Rademacher, im MfDG zuständig für die Plakatsammlung, veröffentlichte grundlegende Werke zur Plakatgeschichte, zeigte dabei viele Stücke aus der Sammlung Sachs, durfte nach eigenen Aussagen aber weder dessen Namen nennen, noch die Geschichte erzählen. Sachs selbst nahm lange Zeit an, dass seine Sammlung verloren gegangen war, und wurde in der Bundesrepublik entschädigt. Als er von ihrem Überleben am MfDG erfuhr, suchte er den Kontakt nach Ost-Berlin, bot seine Hilfe an und stellte keine Ansprüche. Doch die zuständigen Stellen blockten ab. Seine Plakate hat Hans Sachs nie wiedergesehen.

Ab 2004 bemühte sich sein Sohn Peter Sachs beim DHM, dem die Sammlungen des MfDG übertragen worden waren, um die Rückgabe der väterlichen Sammlung, doch eine gütliche Einigung wurde nicht erzielt. Die gerichtlichen Auseinandersetzungen führten bis zum Bundesgerichtshof, der abschließend entschied, dass die Sammlung an die Erben restituiert werden müsse. Eine lange überfällige historische Gerechtigkeit.

Einige Teile dieser deutschen Geschichte waren, wenn auch stumm, in der Ausstellung zu sehen und sind in den verschiedenen Schichten des Ausstellungsplakats eingeschrieben; vielleicht hatte das Schwarz nicht nur gestalterische Gründe. Und im Gegensatz zu Sachs, dessen Schicksal nicht erkennbar ist, finden sich Namen von Grafiker*innen, die selbst oder deren Familien Opfer des Holocaust oder auf andere Weise von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Zur Eröffnung sprach übrigens John Heartfield.

Königsweg der Erkenntnis

Stephan Malinowski und Claus Leggewie über Vergleichen und Gleichsetzen kolonialer und nationalsozialistischer Gewalt

Stephan Malinowski Der französische Politikwissenschaftler Olivier Le Cour Grandmaison hat 2025 ein Buch mit dem Titel *Oradour coloniaux français* veröffentlicht. Schon diese Formulierung vergleicht und stellt einen Bezug her zwischen dem Massaker der SS im französischen Oradour-sur-Glane 1944 – das im kollektiven Gedächtnis Frankreichs sehr präsent ist – und den „vielen Oradours", die Frankreich als Kolonialmacht in Algerien begangen hat und weitgehend unbekannt sind. Ist das reine Polemik oder liegt darin ein sinnvoller Vergleich?

Claus Leggewie Oradour als nationalsozialistische Tat, mit 643 zivilen Opfern das größte Massaker der SS in Westeuropa, ist etwas anderes als eine koloniale Tat der Franzosen. Der Ortsname wurde zu einem Eckstein der mehrfach von ganz oben beglaubigten deutsch-französischen Erinnerungskultur. Die Provokation des Buchtitels soll der großen nationalen Erzählung begegnen, der Kolonialismus habe im Kern eine zivilisatorische Mission Frankreichs aufgewiesen. General Thomas Bugeaud, der die frühen Massaker in Algerien zurzeit der Julimonarchie zu verantworten hatte, steht in Frankreich immer noch auf dem Sockel, genau wie sein Zeitgenosse Alexis de Tocqueville, der sie anfangs als notwendige Polizeiaktionen bewertete. Aber indem man ein Schlagwort wie Auschwitz oder hier Oradour in den Raum wirft und dann sagt: „Wir hatten viele Oradours", verschwimmen die historischen Differenzen und die Kontexte, in denen das eine und das andere stattgefunden hat. Das Spezifische, das Sozialwissenschaften erforscht haben wollen, wird dadurch eher verschleiert. Zumal dann, wenn mit der Gleichsetzung Relativierungen verbunden sind.

Malinowski Man könnte in diesem Fall und in anderen Fällen sagen, dass man nicht unbedingt die nationalsozialistische Metaphorik braucht, um die kolonialistische Brutalität zu beschreiben. Das Argument des Buchautors ist, dass Oradour ein einziges Dorf ist. Wenn man von 1830 bis 1962 rechnet, haben die Franzosen Hunderte oder Tausende vergleichbare Massaker in algerischen Dörfern durchgeführt.

Leggewie Wer klarmachen möchte, dass es Hunderte von Oradours gegeben hat, muss dazu sagen, dass die deutsche Wehrmacht und die SS auch Hunderte von Oradours in ihrer Zeit angerichtet haben. Es geht dem Autor wohl um etwas anderes.

Malinowski 1987 sollte Klaus Barbie als höherer Gestapo-Offizier und Gestapo-Chef in Lyon verhört werden. Verteidigt wurde er von dem linksradikalen Rechtsanwalt Jacques Vergès, der vorher algerische Unabhängigkeitskämpferinnen und -kämpfer verteidigt hatte. Was hat das für eine Bedeutung für diesen Kontext?

Leggewie Vergès kam aus einer antikolonialen und antirassistischen Tradition. Als ich ihn damals befragen konnte, hat er nicht argumentiert, Barbie habe keine Verbrechen gegen die Menschlichkeit verübt. Vielmehr wollte er Zeugen dafür aufrufen, dass in Algerien französische Fallschirmjäger und Spezialeinheiten ebensolche Verbrechen gegen die Menschlichkeit verübt haben. Also nicht nur in einem militärischen Akt Zivilisten geschädigt oder Partisanen getötet haben, sondern Algerier und Araber wegen ihres Arabischseins, wegen ihres Algerischseins, ohne jede Verwicklung in Kampfhandlungen, getötet haben. Ein Hebel war dann zu zeigen, wie viele NS-Kollaborateure es in Frankreich gegeben hat. Das heißt, wie stark auch in das Verbrechen von Klaus Barbie und die Ermordung renommierter Widerstandskämpfer wie Jean Moulin, um die es damals im Prozess ging, Franzosen beteiligt waren. Er wollte sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: „Ihr könnt nicht Verbrechen anklagen, die ihr selber begangen habt." So darf man das Oradour-Exempel aber nicht instrumentalisieren.

Malinowski Das ist ziemlich buchstäblich und direkt das Argument der Verteidiger in den Nürnberger Prozessen 1945/46, auch das Argument von Robert Servatius, als er Adolf Eichmann 1961 in Jerusalem verteidigte. Die juristische Konstruktion dazu heißt: *tu quoque*, „du auch". Niemand kann über jemanden richten, wenn er das Gleiche getan hat.

Leggewie Das war, nebenbei gesagt, auch das Argument des indischen Richters Radhabinod Pal in den parallel zu Nürnberg abgehaltenen Tokioter Prozessen.



Claus Leggewie



Stephan Malinowski

Er sprach Richtern aus Großbritannien, der Sowjetunion, Frankreich, Belgien und den Niederlanden das Recht ab, Japan des Imperialismus zu bezichtigen, da es lange deren imperialistischen Bestrebungen ausgesetzt war – und die überdies damals selbst noch als Kolonialherren in Asien agierten. Was übrigens dazu führte, dass Indochina durch französische Juristen und Indonesien durch niederländische vertreten wurden und koreanische Opfer überhaupt nicht. Die japanische Rechte kennzeichnet die Anlage des Prozesses heute noch als „Tokyo Saiban Shikan", als parteiische Siegerjustiz über einen Krieg, zu dem sich Japan als asiatische Vormacht gegen jahrzehntelange westliche Dominanz als Befreier der Philippinos, Vietnamesen, Burmesen und Chinesen angeblich berechtigt fühlen durfte. Und ironischerweise wird Pals Argumentation heute von einigen linken postkolonialen Theoretikern aufgegriffen.

Malinowski Es scheint mir interessant, dass das Argument einerseits in der Verteidigung oder in der Selbstdarstellung der Nazis nach 1945 genutzt wurde, andererseits aus einer linken Tradition aufkam. Wo und wie überschneidet sich das? Kann man das auseinanderhalten?

Leggewie Wir wünschen uns ja, dass weltgeschichtlich höhere Gerechtigkeit walten soll, auch mit Blick auf weit Zurückliegendes, etwa die Sklaverei oder die Zerstörung indigener Völker. In dieser guten Absicht werden leicht alle Katzen grau, wenn es in Teilen des postkolonialen Narrativs vermeintlich Völker gibt, die immer nur verfolgt wurden, und Völker, die immer nur verfolgt haben, in den verschiedensten Varianten. Ich nenne ein lächerliches Beispiel. Es gab in diesem Jahr die Diskussion, ob Russland seinen Pavillon auf der Biennale in Venedig bespielen darf oder nicht. Daraufhin sagte mir ein deutscher Kulturjournalist: „Wieso? Die Amis dürfen das doch auch." Es mag Situationen geben, in denen das *tu quoque* angebracht ist, aber oft ist es bloße Propaganda auf Kosten realer Opfer.

Malinowski Bei der Vorstellung, dass es Tätervölker und Opfervölker gibt, kommen wir dem Feld der Dichotomie oder des ewigen Kampfes zwischen Licht und Finsternis näher.

Leggewie Das Grundübel besteht darin, dass es oft nicht mehr darum geht, Taten und Leidtragende zu beschreiben, sondern Täter und Opfer kulturell zuzuordnen. Es greift links wie rechts eine Kulturalisierung um sich. Dabei ist in meinen Augen politisch wie wirtschaftlich die Weltgesellschaft vor allem durch Gegensätze ökonomischer und politischer Natur gekennzeichnet. Oder von Klassengegensätzen, um es altmarxistisch zu sagen. Die Rohstoffausbeutung hat im Grunde genommen den Kolonialismus angetrieben. Und dieser Extraktivismus ist weiterhin ein Antriebsmoment der globalen Ökonomie und der großen Imperien, die mit ihren Großraumfantasien und einer „Donroe-Doktrin" deutlich machen, worum es ihnen geht: um natürliche Ressourcen, bis auf den Mars und in die Tiefsee.

Malinowski Für den Extraktivismus braucht man formal keine Aufrechterhaltung von Kolonialismus, wenn es eigentlich um die Rohstoffe geht.

Leggewie Es läuft sogar viel besser mit unabhängigen Nationalstaaten, die von Diktaturen verwaltet werden.

Malinowski Wenn man dieses materialistisch gedachte Modell nimmt und vom Kulturalistischen weggeht, wie passen die Nationalsozialisten dazu? Wie passt das Ausgreifen der nationalsozialistischen Herrschaft nach Europa und in die Welt in dieses Modell?

Leggewie Es gibt das berühmte Diktum Max Horkheimers: „Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen." Vieles am Drang der Nazis nach Osten und an der Landnahme im Osten hatte genau damit zu tun, etwa um Ernährungsgrundlagen und Rohstoffreserven zu sichern. Das war auch so bei den Walfangflotten, welche die Deutschen zwischen 1935 und 1939 in das Südmeer geschickt haben, um die Margarine-Produktion anzukurbeln. Damit ist der Nationalsozialismus nicht die letzte Stufe des Kapitalismus, wie es Georgi Dimitroff 1928 formuliert hat. Nein, er hat rassistische und exterministische Ambitionen jenseits der Ökonomie verfolgt, die auch über das hinausgingen, was bis dahin koloniale Praxis war. Jetzt sind wir wieder beim Beginn unseres Gesprächs.

Malinowski An welchen Punkten schert es aus bzw. beginnt es in der extraktivistischen Logik des Kolonialismus und wird dann etwas anderes?

Leggewie Die nationalsozialistische Verfolgung kennzeichnet, dass sie am Ende gar keine ökonomischen Nutzenkriterien mehr anführen konnte, sondern auf pure Vernichtung ausgelegt war. Das ist die – in Anführungszeichen – „kulturelle" Dimension des Nationalsozialismus, dem es darum ging, systematisch ausgegrenzte Minderheiten zu versklaven, auszubeuten oder umzubringen, vor allem Jüdinnen und Juden. Und das ist ein Unterschied um das Ganze. Klar, dass es in der Geschichte Grauzonen, Übergänge, Vorbilder und Lernschritte gegeben hat, auch Kontinuitäten in die Gegenwart. Man sagt gerne: Wäre der Kolonialismus nicht gewesen, hätten die Nationalsozialisten gar nicht so gut gewusst, wie man etwas macht, bis hin zu der Einrichtung von Konzentrationslagern und dergleichen. Da hat es auch im Sinne Hannah Arendts Anleihen und Vorbilder gegeben. Aber die Kernfrage ist doch: Was heißt überhaupt vergleichen? Was ist die Ethik und auch die Logik eines Vergleichs? Es gibt eine ausgefeilte Methodologie, die bis auf John Stuart Mill im 19. Jahrhundert zurückgeht und Historiker wie Charles Tilly oder Hartmut Kaelble ausgearbeitet haben. Vergleichen ist hartes Schwarzbrot. Wer Begriffe wie „Oradour" in den Raum wirft, muss mit harten Kriterien belegen, wo Übereinstimmungen und wo Differenzen liegen. Das ist das Bohren dicker komparatistischer Bretter.

Malinowski Man braucht Empirie dazu.

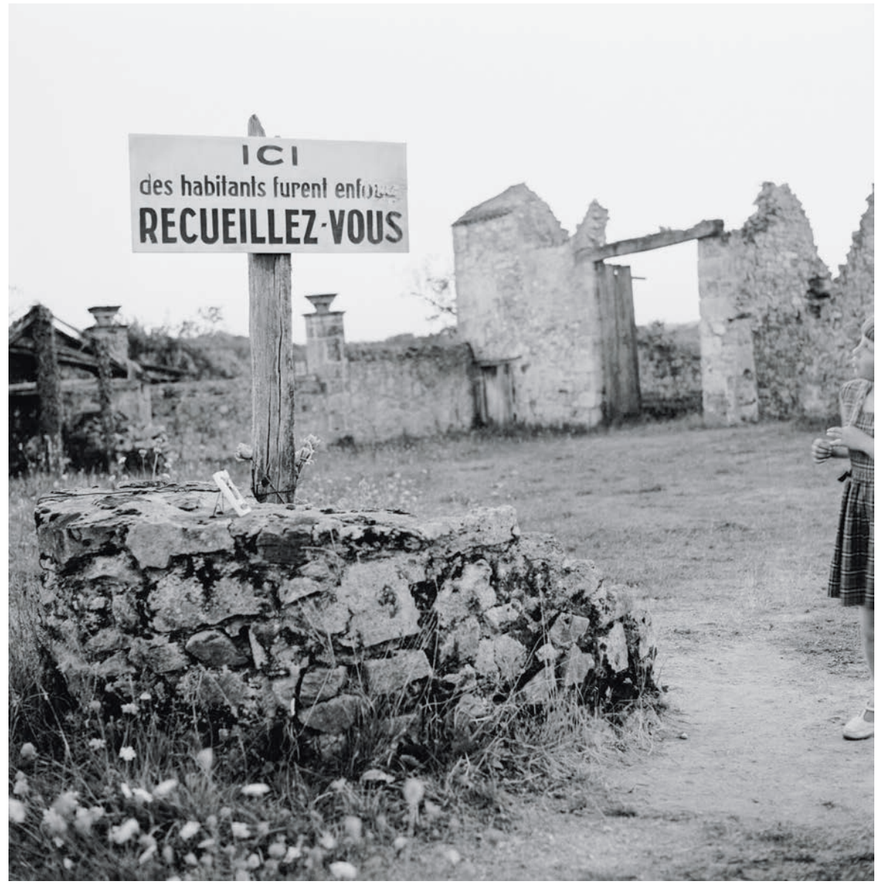
Leggewie Unbedingt. Je mehr Evidenz dazukommt, umso geringer werden die Übereinstimmungen und umso mehr Differenzen fallen auf. Es gibt am Ende gar keine „Sonderwege", auch keinen „American Exceptionalism" in diesem Sinne. Wozu vergleicht man überhaupt? Um die Unterschiede herauszuarbeiten. Dann kann ich die Besonderheiten in einem Land, in einer Gesellschaft, in einer Kultur, in einer Religion oder in einer Sprache verstehen. Kompaktbegriffe wie Kolonialismus, Rassismus, Apartheid und Genozid sind dagegen Kampfbegriffe geworden, die sich beim genauen Hinsehen auflösen können und dann ein Mosaik ergeben, in dem eine kulturalistische Generalisierung nicht mehr verfängt. Im Fall „Israel und Palästina" führt das auf beiden Seiten zu schrecklichen Vereinfachungen mit verheerenden politischen Konsequenzen.

Malinowski In den verschiedenen Milieus, die das Singularitätsargument oder die Besonderheiten und Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Gewaltformen verteidigen, gibt es oftmals eine große Skepsis gegen den Vergleich und die Behauptung, er würde zur Relativierung führen. Das ist ein merkwürdiges Wort innerhalb der Debatte. Meine Frage an den Komparatisten ist, ob es innerhalb der hermeneutischen Akrobatik eine andere Methode als den Vergleich gibt, mit der man Besonderheiten feststellen kann.

Leggewie Ja, die penible mikrohistorische Enquête in der Lokalgeschichte. Der Königsweg der Erkenntnis ist aber der Vergleich, laut dem Politikwissenschaftler Klaus von Beyme. Er konnte einem aus dem Gedächtnis sagen, was am finnischen Parteiensystem anders ist als an den skandinavischen nebenan. Worum es ihm ging, war Vielfalt ausbreiten und gemeinsame strukturelle Elemente identifizieren.

Die Kernfrage ist doch: Was heißt überhaupt vergleichen? Was ist die Ethik und auch die Logik eines Vergleichs?

Claus Leggewie



Oradour-sur-Glane nach der Zerstörung, 1949.

Malinowski Jetzt kommt es trotzdem darauf an, was man mit wem vergleicht. Das wechselt über die Jahrzehnte, Zeiten und Epochen. Wir waren bei Vergès und Barbie 1987. Gehen wir noch einmal ein Jahr zurück in den Sommer 1986, zum Beginn des Historikerstreits. Das war eine Zeit, in der die Vergleichsfolie die Sowjetunion und der Kommunismus waren und in der – aus heutiger Sicht kurioserweise – die Linken oder Linksliberalen die Besonderheiten verteidigt haben. Die Konservativen betonten damals die Notwendigkeit des Vergleichs und die Ähnlichkeiten der sowjetischen und nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Niemand redete aber damals von Kolonialismus. Unterdessen gibt es eine Art Rochade, die Argumentation hat sich gedreht. Die Konservativen verteidigen das Singularitätsargument und ein Teil der postkolonialen Linken möchte die NS-Gewalt tendenziell in den kolonialen Strom der Gewalt einordnen. Wie erklärt sich das? Warum hat dieser Wechsel in den letzten 40 Jahren stattgefunden?

Leggewie Weil kulturelle Maßstäbe eine dominante Rolle bekommen haben. In dem Maße, in dem ich den „Hauptwiderspruch" zwischen Kulturen oder mit dem US-Politologen Samuel Huntington zwischen „Zivilisationen" ansetze, kann ich ein Großpanorama prä- bis postkolonialer Kontinuität zeichnen. Wenn ich das so betrachte, wird Oradour wie Sétif und Guelma in Algerien. Wenn ich hingegen von der erwähnten Spezifik der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik ausgehe und die koloniale Politik Frankreichs dagegensetze, muss ich den Unterschied konstatieren. Je näher ich hineingehe, umso mehr Unterschiede sehe ich.

> Warum ist Kolonialismus ein Leitthema für die Linke geworden, nicht nur in Deutschland, sondern international – und warum sind die Konservativen oder die politische Rechte in der Bundesrepublik so allergisch dagegen?
>
> **Stephan Malinowski**

Malinowski Ich stelle die Frage noch einmal anders. Warum ist Kolonialismus ein Leitthema für die Linke geworden, nicht nur in Deutschland, sondern international – und warum sind die Konservativen oder die politische Rechte in der Bundesrepublik so allergisch dagegen? Wenn wir an die Gedenkstättenkonzepte und die Erinnerungspolitik in der Bundesrepublik denken, haben „die Linke" und „die Rechte" unterschiedliche Antworten darauf, ob der Kolonialismus als dritte Säule oder gleichberechtigt neben dem öffentlichen Gedenken an NS-Gewalt und DDR-Gewalt stehen sollte. Wie ist das zu erklären?

Leggewie Es gab mehrere Etappen im sogenannten Historikerstreit. Ernst Nolte hat einen Prius des Bolschewismus eingeführt, was politische Propaganda auf seinem Weg nach Rechtsaußen war. Er hat aber auch etwas getan, was damals ein großes Tabu unter seinen Kontrahenten im linken Lager war, nämlich überhaupt einmal über den Kommunismus zu reden. Hinter dem Nationalsozialismus war der Stalinismus lange vergessen worden. Das hat zu Verrenkungen der deutschen Politik geführt und auch zu bis heute bestehenden russophilen Neigungen der deutschen Bevölkerung, die zu kritisieren sind. Aus Anti-Antikommunismus wie aus pazifistischen und realsozialistischen Überzeugungen heraus schaute man bei der anderen, noch bestehenden totalitären Diktatur nicht so genau hin. Es gab eine Art Nichteinmischungsverpflichtung, die vor allem die Freiheitsbestrebungen in Mittelosteuropa lange unterschätzt und abgewertet hat. Hinzu kam mit der Ablösung der Studentenbewegung und der „tiersmondistischen" Intellektuellen von den Arbeiterparteien eine erste kulturelle Wende: Es gibt eine „Dritte Welt" (*tiers monde*), die sich dadurch auszeichnet, dass sie in einem besonderen Maße imperialistisch unterdrückt ist. Leute wie der Kampfadvokat Vergès, der auch den kambodschanischen Diktator Pol Pot politisch verteidigt hat, haben dabei bewusst übergangen, welche Elemente von Gewalt und Unterdrückung aus den antikolonialen Befreiungsbewegungen in eine postkoloniale Diktatur geführt haben und in der Guerilla-Logik auch dahin führen mussten. Der linke Mainstream hat sich auf diesen Nord-/Süd- oder Drei-Welten-Gegensatz kapriziert und die immanenten diktatorialen Energien verdrängt. Das hat jemand wie Albert Camus vorausgesehen, ebenso weitsichtige Exponenten der Befreiungsbewegungen und am Ende auch Frantz Fanon. Camus wollte diese Spannung im Kolonialismus nicht auflösen, weder durch schlichte Parteiergreifung wie bei Sartre noch durch eine schlichte Negation, die sagt: „Gut, die zivilisatorische Mission haben wir hochgehalten. Leider haben die Militärs nicht mitgemacht."

Malinowski Ich komme noch einmal zu einem anderen Versuch, NS-Geschichte und Kolonialgeschichte zu verschalten, mit einem gewendeten Nietzsche: vom Nutzen und Nachteil der Kolonialgeschichte zur Erkenntnis der NS-Gewalt oder der Shoah. Wir haben jetzt relativ viel Skepsis darüber formuliert, wie das schiefgehen kann und wie man ohne Empirie mit politischen Kampfbegriffen semantische Ähnlichkeiten herstellen kann, die aber der Realität nicht standhalten. Zugleich sind wir uns, glaube ich, einig, dass dieser verstärkte Blick auf das Globale und Koloniale eine fraglos angemessene und wichtige Übung ist, nicht einfach eine Mode, die eine andere ablöst. Man könnte sagen, dass die bundesrepublikanischen oder internationalen Historikerinnen und Historiker, die sich mit dem NS-Staat auseinandersetzen, diesbezüglich 50 Jahre lang geschlafen haben. Zwischen 1945 und 2000 würden mir nicht viele einfallen, die eine koloniale Lesart entwickelt hätten – es sei denn, man schaut auf die DDR, wo Horst Drechsler und zwei, drei andere Kollegen seit Mitte der 1960er Jahre den genozidalen Krieg der Deutschen gegen die Herero und Nama Anfang des 20. Jahrhunderts aus einer marxistischen Perspektive thematisiert haben. Plötzlich machen es fast alle. Was steckt da drin? Bringt uns das analytisch vorwärts?

Leggewie Methodisch gesprochen ist es immer so, dass Vergleichsansätze, ob sie nun affirmativ oder kritisch betrachtet werden, zum Ethnozentrismus tendieren. Das heißt schlicht, wir können uns irren. Wir können die Entität Nationalsozialismus für zu wichtig nehmen und sagen, dass das singulär gewesen ist. Das ist durch systematische Tiefenbohrungen in die koloniale Vergangenheit relativiert worden. Dabei geht es am Ende erneut um Differenzierung. Es gibt Dinge, die von A nach B laufen. Es gibt aber auch qualitative Unterschiede zwischen A und B, auch zwischen der systematischen Extermination der jüdischen Bevölkerung in Europa und der Unterwerfung und Vernichtung slawischer Bevölkerungen, von Sinti und Roma, Homosexuellen und anderen Gruppen. Der Bias einseitiger Betrachtungen verdeckt andere Dinge. Ein Beispiel ist die Gedenkstätte Buchenwald. Als ich sie in den 1970er-Jahren besucht habe, wurden als Verfolgte immer nur die deutschen Kommunisten und die sowjetischen Kriegsgefangenen genannt. Als die Gedenkstätte nach der Wende neu eröffnet wurde, wollten viele nur die Stelen für die Opfer der sowjetischen Speziallager anschauen. Und heute möchten „Kufiyas in Buchenwald" dort am Jahrestag der Befreiung des Lagers eine propalästinensische Kundgebung abhalten.

Malinowski Die in Buchenwald aufgebrochene Diskussion verweist auf das, was „Opferkonkurrenz" genannt wurde, und erinnert daran, dass unterschiedliche Epochen verschiedene Einzelgruppen hervorgehoben haben. In Buchenwald, Sachsenhausen und anderen Mahn- und Gedenkstätten in der DDR gab es eine starke Konzentration auf die kommunistischen Opfer des NS. Aus ganz anderer Perspektive hat der karibische Kommunist Aimé Césaire schon 1947/48 gesagt: „Was ihr an Hitler kritisiert, ist nicht, dass er Menschen umbringt, sondern dass er weiße Menschen umbringt. Solange man schwarze Menschen oder andere Nichteuropäer umgebracht hat, war euch das egal." Das scheint mir das stärkste Argument für diesen Vergleich und diese Perspektive zu sein, dass ein Humanist versucht, den humanistischen Blick auszuweiten. Zu meiner Studienzeit in den 1990er Jahren lagen die Erklärungen noch irgendwo zwischen Martin Luther, der missglückten Revolution von 1848, dem schwachen deutschen Bürgertum, dem Kaiserreich und der deutschen Staatskrise seit 1930 …

Leggewie Der deutsche Sonderweg.

Malinowski … dann kam die Wirtschaftskrise, der Notverordnungsartikel 48 und dann kam auch schon die Shoah. Die Erklärungslinien verliefen im Gefäß der Nationalgeschichte. So kann heute niemand mehr ernsthaft ein Proseminar Geschichte unterrichten. Stattdessen gibt es die Ausweitung, den europäischen und den globalen Vergleich zu ziehen. Ist der Versuch, diese Opfergruppen und extreme Gewalt in einem globalen Maßstab zur Kenntnis zu nehmen, nicht allein ein politischer Fortschritt, sondern auch ein analytisch-humanistischer Fortschritt?

Leggewie Ja, absolut. Die Provinzialisierung Europas ist unabdingbar und fruchtbar, wenn wir auch eine kosmopolitische Sichtweise beibehalten. Das gilt übrigens generell für den Anthropozentrismus. Aber wie man dann auch noch planetar denken lernt, ist ein anderes Kapitel.